

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 24 (1930)
Heft: 10

Artikel: Søren Aabye Kierkegaard
Autor: Hansen, Julie Inger
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-136012>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gleichermaßen wichtig und entscheidend doch nie mehr überhören und außer Acht lassen!

Es hängt davon wahrlich mehr ab, als wir zuerst annehmen möchten, nichts weniger als unser Glaube selber, unser Glaube zu dem Gott, der seine Wege geht und dessen Wege zugegebenermaßen nicht nach Menschenart sind, sondern gar sehr zu unserm Verwundern, der es aber immer herrlich hinausführt.

Wie überaus tief und wahr, ganz im Geiste unseres biblischen Wortes, ist doch das Lied empfunden, das man darum recht eigentlich das Lied „vom Schatz in irdenen Gefäßen“ nennen könnte:

Es glänzet der Christen inwendiges Leben,
Obgleich sie von außen die Sonne verbrannt.
Was ihnen der König des Himmels gegeben,
Ist Niemand als ihnen nur selber bekannt.
Was Niemand verfüret, was Niemand berühret,
Hat ihre erleuchteten Sinne geziehret,
Und sie zu der göttlichen Würde geführet.

Sie wandeln auf Erden und leben im Himmel,
Sie bleiben ohnmächtig und schützen die Welt,
Sie schmecken den Frieden bei allem Getümmel,
Sie haben, die Aermsten, was ihnen gefällt.
Sie stehen im Leiden und bleiben in Freuden,
Sie schauen ertötet den äußern Sinnen,
Und führen das Leben des Glaubens von innen.

Amen!

Hans Böhringer.

Sören Aabye Kierkegaard.

Am 11. November 1930 sind 75 Jahre verflossen, seit Kierkegaard in dem alten „Frederiks-Hospital“ in Kopenhagen seinen letzten Atemzug tat. In einer Zeit, die bestrebt ist, bei allen möglichen Gelegenheiten große und weniger große Männer zu feiern, hätte es dann vielleicht auch einen guten Sinn, einige Augenblicke bei diesem Todes-tage zu verweilen. Kierkegaards Bedeutung heute, eben für uns heutige Menschen, ist größer, als sie zu seinen Lebzeiten war oder sein konnte, und sie ist noch immer im Wachsen. Auf dem Hintergrund des Krieges klingen seine ernsten Worte eindringlicher, mahnender und zeitgemäßer als je. Erst jetzt verstehen wir eigentlich die Wahrheit seiner „einzigen Thesen“: „Das Christentum des Neuen Testaments ist gar nicht da!“ und wir spähen erwartungsvoll nach dem Manne, der von Gott den Auftrag, „das Christentum aufs Neue in

die Christenheit einzuführen“, bekommen soll. Das Werk Kierkegaards harrt seiner Fortsetzung und Vollendung.

Kierkegaard war in dem für sein Vaterland so kritischen Jahre 1813¹⁾) zu Kopenhagen geboren, und er verbrachte auch sein ganzes Leben dort, nur ein paar kurze Auslandsreisen ausgenommen, die ihn aber nur bis nach Berlin führten. Sein Vater, der alte Tuchhändler, der einen so tiefen und nachhaltigen Einfluß auf das ganze Leben des Sohnes ausübte, war aber im südwestlichen Jütland, in einer damals sehr ausgeprägten Heidegegend und in ärmlichen Verhältnissen geboren. Die schwere und schwermütige Natur der jütländischen Heide (die jetzt fast ganz verschwunden und in Wald oder Ackerland verwandelt ist), ihre Einfamkeit und die harten und dürftigen Lebensbedingungen des Heidebauers, wirkten auf das empfindsame Gemüt des zwölfjährigen Hirtenbuben so stark, daß er eines Tages, als er wieder allein mit seinen Schafen hungernd und frierend auf der Heide weilte, einen großen Stein bestieg und feierlich den Gott verfluchte, der ein armes Kind so leiden lasse. Ueber diese Begebenheit seiner Kindheit trauerte noch immer der achtzigjährige Mann, und sie hatte ihm auch alle die dazwischenliegenden Jahre verbittert, so daß er seinen wachsenden Wohlstand nur als Zeichen der *Strafe* Gottes, als Ankündigung der kommenden Verdammnis betrachten konnte: Gott habe ihm in dieser Welt alles gegeben, weil Er ihm in der künftigen nichts geben könne. Dieser Seelenzustand des Vaters beeinflußte auch das Leben des spätgeborenen Sohnes auf verhängnisvolle Weise. Einmal weil dieser das Leben im Elternhause mit dem schwermütigen alten Mann so drückend empfand, daß er in seinen letzten Jahren sagen konnte, daß der Vater, obgleich er ihn innig geliebt, ihn doch menschlich gesprochen sehr unglücklich gemacht habe, vor allem dadurch, daß die gar zu strenge Auffassung des Christentums, welche der Vater ihm als einziges Mittel gegen den Jammer des irdischen Lebens einprägte, dem Kind und dem Jüngling als etwas noch Furchtbareres als eben dieses Leben erschien; sodann aber auch, weil die skrupellose, zu grenzenloser Reflexion über sich selbst neigende Natur des Vaters sich auf den Sohn vererbte und den Boden abgab, auf welchem *sein* besonderer „Pfahl im Fleisch“, die Schwermut, sich entwickelte, die Schwermut, die nicht weniger als seine außerordentliche intellektuelle Begabung sein Leben bestimmen sollte.

Diese eigentümliche psychische Veranlagung muß man in mente haben, wenn man auch nur einen Versuch machen will, Kierkegaard zu verstehen. Aus ihr entwickelte sich dieses tragische Menschenschicksal, sie schuf in Verbindung mit den äußeren Begebenheiten, aber noch mehr als diese, den sonderbar verborgenen Menschen, der unerkannt und unverstanden unter seinen Zeitgenossen lebte, und der weniger

¹⁾ Das Jahr des Staatsbankrotts nach dem unglücklichen Krieg. Dieser Bankrott machte aber seinen Vater reich.

von seiner Zeit geprägt und beeinflußt wurde, als er selbst hinter seinem Incognito die Zeit beeinflußte und prägte. Die Zeit sah eben nur die mit so großer Anstrengung aufrecht erhaltene Maske, den leichsinnigen und oberflächlichen Flaneur, den lebenslustigen, liebenswürdigen und in jüngeren Jahren gefeierten Charmeur, und wollte oder konnte die Entwicklung nicht verstehen, die im Verlauf der Jahre diesen „Taugenichts“ immer tiefer in Einfamkeit und seelische Leiden hineinführte, trotzdem seine religiösen Schriften, die unter seinem eigenen Namen, gleichzeitig mit den sämtlich pseudonymen ästhetischen und philosophischen Schriften erschienen, der Zeit diese Entwicklung hätten enthüllen sollen, so daß sie hätte verstehen müssen, was sich hinter der lächelnden Maske verbarg.

Vielleicht ist die Zeit zu entschuldigen. Das Incognito war vielleicht zu undurchdringlich. Erst eine spätere Zeit hat eigentlich durch die Veröffentlichung der hinterlassenen Papiere Kierkegaards die Möglichkeit bekommen, den seltsam verschlungenen Fäden zu folgen, die das Muster dieses Menschenlebens bildeten, und die seiner Zeit unruhig und verworren vorkommen mußten, weil sie sozusagen das Ganze von der Kehrseite betrachtete und ihr jedenfalls der ruhige Ueberblick fehlte, der für alles wirkliche Verständnis unentbehrlich ist. Nun ist die rechte Distanz vorhanden, und nun erlebt deshalb auch Kierkegaard eine Auferstehung und eine Ehrenrettung.

Wer sich aber heute Kierkegaard nahen und versuchen will, sich eine Auffassung nicht nur von diesem eigentümlichen Schriftsteller, sondern auch von dem tiefen und weitumfassenden Geist und von dem seltenen und bedeutenden Menschen zu bilden, soll nicht, wie es für gewöhnlich geschieht, mit „Entweder-Oder“ oder mit dem „Augenblick“ anfangen. Diese zwei Bücher stellen Anfang und Ende seiner schriftstellerischen Wirksamkeit dar, zwischen diesen beiden Grenzen liegen aber eine Reihe von Büchern, nicht zum wenigsten die, welche rein religiöser Art sind, von einer solchen Tiefe und solchem Wert, einem so eindringenden Verständnis des Menschen und einer damit zusammenhängenden heißen Liebe zu den Menschen, einer solchen Gedankenfülle und meisterhaften Behandlung der Sprache, daß die Literatur seines Landes nichts aufweisen kann, was auch nur einigermaßen diesen Büchern gleichkäme. Und nicht nur die Literatur *seines* Landes. Sehr wenige Menschen haben in der neueren Zeit so tief in das Neue Testament gegraben, wenige haben so viele seiner Wahrheiten wieder ans Licht gebracht und ihnen ein so edles und strahlendes Gewand der Sprache gegeben, wie eben Kierkegaard. Und mehr noch: diese rein religiösen Bücher zeugen von einer solchen Hingabe im Dienste des Herrn, dem er sich geweiht hatte, von einer solchen Treue und Herzensreinheit im Verhältnis zu diesem seinem Herrn, daß er dadurch in der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden in die vorderste Reihe gestellt wird. „Leben und Walten der Liebe“, „Einübung

im Christentum“, „Zur Selbstprüfung“, „Christliche Reden“, „Erbauliche Reden“ und auch die kleine selbstbiographische Schrift „Der Gesichtspunkt für meine schriftstellerische Wirksamkeit“, die erst viele Jahre nach seinem Tode veröffentlicht wurde, lassen alle in eine Seele hineinblicken, die sich wie wenige als „den Einzelnen“ vor Gott fühlte, die eine absolute Verpflichtung über sich hatte, und sich jeden Tag und jede Stunde im Dienste des Herrn beansprucht wußte, der ihn berufen hatte, den Menschen eine Botschaft von Ihm zu bringen. Daß diese Botschaft noch nicht die ganze, volle Wahrheit umfaßte, daran war weniger Kierkegaard Schuld, als Umstände, über welche er keine Macht hatte.

Es ist bekannt, daß Kierkegaards Leben nur wenige äußere Begebenheiten enthielt. Diese Begebenheiten waren aber von einer so tief eingreifenden Art, daß sie reichlich genügten, um für einen Menschen mit seiner schwermütigen Natur den zweiundvierzig Jahren seines Lebens einen Inhalt zu geben, der für Menschen mit weniger leicht vibrierenden Seelen wohl überhaupt nicht zu haben ist, auch wenn sie achtzig Jahre alt werden und die Greuel eines Weltkriegs erlebt haben. Jede dieser Begebenheiten gab seinem Leben eine neue Wendung und hinterließ in seiner schriftstellerischen Wirksamkeit tiefe Spuren, die mit Hilfe seiner Tagebücher leicht nachzuweisen sind. Und dadurch wird der aufmerksame Lefer auch befähigt, zwischen den Zeilen zu lesen und die unsichtbare Hand jedenfalls zu ahnen, die die Saiten dieser bei der leichten Berührung erklingenden Seele in Bewegung setzte.

Die erste dieser Begebenheiten war, so weit es sich aus den hier etwas undeutlichen Worten des Tagebuchs verstehen läßt, die, daß der Vater, als der jüngste Sohn fünfundzwanzig Jahre alt war, ihm und dem Bruder das Geheimnis, die Schuld, enthüllte, die ihn sein Leben lang gedrückt hatte. Diese Enthüllung, auf die nach einigen Monaten der Tod des Vaters folgte, machte auf den Sohn einen unabköhllichen Eindruck und führte ihn in eine religiöse Krise hinein, die nach Monaten zu einem inneren Durchbruch und zu einem innigen und persönlichen Gottesverhältnis führte. Unter dem Eindruck der Verpflichtung dem Verstorbenen gegenüber schloß er nun in sehr kurzer Zeit sein theologisches Studium ab. Dieses Studium hatte ihn so wenig interessiert, daß er zehn Jahre gebraucht hatte, um zu diesem Ziel zu gelangen! Kein Wunder, daß der Vater ihn fast als einen verlorenen Sohn und die lustigen Gefährten seines Studentenlebens ihn als studiosus perpetuus betrachteten! Nun, da das treibende Motiv in Ordnung war, mußte auch die Theologie in der kürzest möglichen Zeit bewältigt werden. Bald darauf folgte seine Dissertation, die aber nicht ein theologisches Thema hatte, sondern den Titel trug: „Ueber den Begriff der Ironie, mit ständiger Rücksicht auf Sokrates“. Damit hatte Kierkegaard sich also den Doktortitel geholt, und das blieb sein

erster und letzter Schritt auf der Bahn, die zu Ehre und Ansehen führt.

Einen Versuch, noch einen Schritt auf dieser Bahn zu tun, machte er allerdings sehr bald, indem er sich mit einem schönen, blutjungen Mädchen, der Tochter eines angesehenen Mannes in Kopenhagen, verlobte. Diesen Schritt nahm er aber wieder zurück, denn die Verlobung dauerte nicht einmal ein Jahr, und wurde dann von seiner Seite her aufgehoben. Das geschah auf eine solche Weise, daß sich der ganze Klatsch und das giftigste Geschwätz der kleinen Stadt über seinen Kopf ergoß; denn das damalige Kopenhagen war nur eine kleine Stadt und der Klatsch, sowohl der private als der literarische, war ihr Hauptinteresse. Kierkegaard verteidigte sich aber nicht mit einem Wort, trotzdem er gegen Klatsch unendlich empfindlich war. Seine Absicht war es, das junge Mädchen „frei zu arbeiten“, denn es hing an ihm mit einer rührenden Hingabe, und er meinte diesen Zweck nur dadurch erreichen zu können, daß er sich als einen gewissenlosen Menschen darstellte, der mit dem Mädchen nur hatte „psychologisch experimentieren“ wollen. Auch wollte er verhindern, daß auch nur der geringste Schatten auf ihren Namen fiele — eine aufgehobene Verlobung war in dem damaligen Kopenhagen eine weit mehr „skandalöse“ Sache als jetzt eine Ehescheidung! Deshalb tat er sein Möglichstes, um den Schein und den Klatsch gegen *sich* zu wenden — schrieb sogar das „Tagebuch eines Verführers“ — und verschwand, als er es nicht länger aushalten konnte, für einige Wochen nach Berlin. Er konnte ja auch niemandem erzählen, daß der eigentliche Grund, weshalb er die Verlobung aufgehoben hatte, jene unglückliche Schwermut war, deren Gewalt über seine ganze Seele er immer stärker verspürte, als die erste Freude der Liebe vorüber war, und die ihm ein Dasein zu prophezeien schien, in welches er das lebensfrische, heitere Mädchen nicht hineinziehen wollte, sie, welche er bis zu seinem Tode liebte und der er unbedingt treu verblieb. Ihm war es beinahe wie Selbstmord, diese einzige Glücksmöglichkeit von sich stoßen zu müssen, aber Kierkegaard lebte sein ganzes Leben unter der absoluten Verpflichtung gegen Gott und durch ihn gegen die Menschen, und als die Stimme in seiner Seele gesagt hatte: „Du sollst sie aufgeben!“ so tat er es, obgleich es ihm unsagbar schwer war. Und als er gehorcht hatte, geschah das Unerwartete, das, was er selbst später immer als ein direktes Eingreifen Gottes in sein Leben betrachtete, ein Mittel, wodurch Gott ihn für die Entlastung entschädigen wollte: Die Quelle der Inspiration brach in seiner Seele hervor. Die Trauer machte ihn zum Dichter und Schriftsteller. Und die Quelle versandete nicht wieder — mehr als zehn Jahre lang war er ununterbrochen schriftstellerisch tätig. Die ganze erste Hälfte seiner schriftstellerischen Wirksamkeit, die ästhetischen und philosophischen Arbeiten, „Endweder-Oder“, „Stadien auf dem Lebenswege“, „Die Wiederholung“,

„Furcht und Zittern“ — alle haben sie denselben Hintergrund, sind demselben Motive entsprungen: dem Wunsche, *sie* verstehen zu machen, daß er der Schuft doch nicht war, den der Klatsch und sein eigener Versuch, *sie*, „frei zu arbeiten“ aus ihm gemacht hatte, und in allen diesen Werken spürt man dieselbe Wirkung der Krisis: eine Vertiefung und Verinnerlichung seines religiösen Lebens. Diese pseudonymen Schriften begleitend fließt aber wie ein dünner, kleiner Bach die beginnende religiöse Schriftstellerei in Gestalt der „Erbaulichen Reden“, ein Bach, der dann später, als die religiöse Krise durchkämpft war, sich in einen Fluß verwandeln sollte, so stark, daß er die ästhetischen und philosophischen Schriften ganz verdrängte. Den Uebergang zwischen diesen beiden Stufen seiner Wirksamkeit bilden die „Philosophischen Brocken“, ein kleines dünnes Heft, dem aber — echt Kierkegaardisch! — ein stattlicher, dicker Band folgte, der den Titel trug: „Nachschrift zu den philosophischen Brocken“. Mit diesem Werk betrachtete Kierkegaard eigentlich selbst seine schriftstellerische Wirksamkeit als abgeschlossen; sie war ihm immer etwas Vorläufiges und er dachte sich nicht die Möglichkeit, daß „das Dichterische“ in seiner Seele anhalten würde. Es war nun seine Absicht, ein Pfarramt auf dem Lande zu suchen, um dort sein Leben in größter Stille zu verbringen.

Inzwischen war aber schon die nächste entscheidende Begebenheit seines Lebens eingetreten: sein Zusammenstoß mit dem Witzblatt „Der Korfar“, eine Begebenheit, die für sein Leben eine nicht geringere Bedeutung bekommen sollte als die aufgehobene Verlobung, und die ihm erst recht die Berufung, *religiöser* Schriftsteller zu sein, verlieh. Denn sie zwang sein eigenes religiöses Leben aus der Bahn heraus, in der es sich bisher mit der alten kirchlichen Frömmigkeit, der Erbschaft seines Vaters, bewegt hatte, und führte ihn zu der Erkenntnis, daß sein bisheriges Christentum etwas von der Meinung des *Neuen Testaments* über diese Dinge ganz Verschiedenes war. Die darauf folgenden Jahre seines Lebens waren deshalb ganz von dem Suchen nach dem wirklichen Christentum, dem „Christentum des Neuen Testaments“, erfüllt.

„Der Korfar“, das von dem späteren Schriftsteller Aaren Mei'r Goldschmidt redigierte Witzblatt, übte in diesem Zeitpunkt einen ungeheuer großen Einfluß auf ganz Kopenhagen aus. Man betrachtete es als einen Skandal, daß dieses Blatt fortdauernd die Bewohner Kopenhagens terrorisieren durfte; es war gehasst, gefürchtet — und gelesen von allen. Niemand wagte aber es anzugreifen, aus Furcht, er könnte selbst angegriffen werden. Da unternahm Kierkegaard den Angriff. Er sagt in seinem Tagebuch, daß man ihn oft aufgefordert hätte, das zu tun, daß ihm gesagt worden sei, er könne es am besten tun, weil er neben seiner unbestreitbaren Position als bekannter Schriftsteller ökonomisch unabhängig war. Als er es aber getan hatte, als er

den Artikel geschrieben hatte, der für das Witzblatt le commencement de la fin wurde, und als er damit das ganze Gewitter auf seinen Kopf gezogen hatte, da entdeckte er zu seiner unsagbaren Ueberraschung und Enttäuschung, daß er ganz allein war! Man lachte und amüsierte sich über die Angriffe auf Kierkegaard, ganz wie man sich über die Angriffe auf die anderen bekannten Männer der Zeit amüsiert hatte, man genoß die Lächerlichmachung seiner Gestalt und seines Anzugs, die ungescheute Behandlung der aufgehobenen Verlobung, die von dem Witzblatte nicht geschont wurde, aber niemand stellte sich an seine Seite, niemand kam ihm zur Hilfe, auch nicht die, welche ihn zum Einfachreiten aufgefordert hatten. Und Kierkegaard hatte keine Ahnung gehabt von dem Umfang und der Wirkung des Gewitters, das er heraufbeschwören sollte. Er litt unendlich unter dem Lächerlichgemachtwerden, es war ihm ein fast physisches Leiden, so in eine komische Figur verwandelt zu werden, in eine Art halbverrücktes Straßенoriginal, dem die Gassenbuben „Endweder-Oder“ nachriefen. Der Sieg, den er über den „Korsaren“ gewann — denn das Witzblatt erhielt wirklich durch diese Kampagne den Todesstoß und mußte bald darauf seine Wirksamkeit einstellen — war für Kierkegaard teuer erkauft. Diese Begebenheit bekam für sein ganzes späteres Leben eine durchgreifende Bedeutung und wurde recht eigentlich Ursache der neuen Wendung seiner schriftstellerischen Wirksamkeit. Wie alle Begebenheiten im Leben dieses Mannes, hatte auch diese Erfahrung eine tief eingreifende Wirkung auf sein *religiöses* Leben. Das Problem des unverschuldeten Leidens fing an, ihn zu beschäftigen und zwang nach und nach seine Gedanken in eine ganz neue Auffassung des Leidens und ganz besonders dessen Bedeutung für den Christen hinein. Der *leidende Christus* fing an, alle seine Gedanken wie in einen Brennpunkt zu sammeln. Schon in den Kindestagen hatte sich das Bild des gekreuzigten Christus unauslöschlich seiner Seele eingeprägt. Nun tauchte dieses Bild vor ihm wieder auf, und der leidende Heiland bekam in seinem religiösen Leben einen Platz wie noch nie, nun da er aus eigener Erfahrung etwas davon wußte, was unverschuldetes Leiden bedeute. Und diese ganze neue Auffassung verdichtete sich ihm in den Satz: „So böse ist die Welt, so böse sind die Menschen, daß sie den Reinsten und Besten, der unter ihnen gewandelt hat, kreuzigen mußten.“ „Leben und Walten der Liebe“, das in die Zeit des Korsarenstreites fällt, ist noch ganz der Verherrlichung der Liebe Gottes, die die tragende Kraft seines Lebens war, geweiht; im nächsten Buch aber, im „Einübung im Christentum“, vielleicht dem mächtigsten aller seiner Werke, werden zum ersten Mal die Töne angeschlagen, die in den folgenden Jahren immer stärker durchklingen sollten, bis diese ganze Entwicklung in dem „Augenblick“ und in dem Angriff auf die Kirche und ihr Christentum kulminierte. Noch glaubte er doch daran, daß die Kirche und ihre Männer sich würden bewegen lassen, einzusehen und

zuzugeben, daß das, was sie verkündigten, ein geschwächtes, verwässertes, verflachtes Christentum sei, etwas, was meilenweit vom Christentum des Neuen Testaments entfernt sei, und „Einübung im Christentum“ war als Warnungsruf gemeint, als eine mahnende Stimme, die die Schlafenden und Verirrten aufwecken und sie auf die Gefahr, in welcher sie schwelten, aufmerksam machen sollte. Denn Jesus und seine Apostel forderten ja vor allem die Nachfolge — welcher heutige Mensch ließe es sich aber auch nur im Traume einfallen, eine solche Aufforderung ernst zu nehmen? Und nicht ohne Grund haben sie Abstand von einer solchen Zumutung genommen; denn will ein Mensch Ernst mit der Nachfolge dessen machen, der sagte, daß, wer ihm folgen wolle, das Leben opfern müsse, dann wird er erfahren, daß diese Worte nicht leer sind, daß es wirklich sein Leben gilt, und daß es dem Jünger nicht besser gehen wird, als es dem Meister gegangen ist. Weil nämlich die Welt böse ist, so böse, daß sie Christus kreuzigen *mußte*, muß sie auch den hassen und verfolgen, der ihm nachfolgen will, und das Martyrium wird das Los des Jüngers werden, so wie es das des Meisters wurde. Vielleicht nicht gerade das blutige Martyrium, aber jedenfalls das unblutige, das in Mißverständnis, Haß und Verfolgung der Menschen besteht. Etwas davon hatte Kierkegaard schon selbst erfahren; denn er betrachtete bis zu seinem Tod sein Einfachsein gegen das Witzblatt als eine der selbstlofesten Taten seines Lebens, und nichts hatte sein Leben so sehr mit Leiden gefüllt, nichts hatte ihn so sehr von den Menschen entfernt und ihn einsam gemacht als eben diese Tat. Es fehlte nur noch ein Tropfen in seinem Leidensbecher, um diese Auffassung des Christentums in diejenige zu verwandeln, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens beherrschte: daß das Leiden das *Wesentliche*, das allein Wichtige im Leben eines Christen sei, und daß der Mensch, dessen Leben nicht auf irgend eine Weise ein Martyrium sei, keinen Anspruch darauf machen dürfe, „Christ“ im hohen Sinn dieses Wortes genannt zu werden. Mit dieser Auffassung hat Kierkegaard aber über das Ziel geschoßen, er hat den Blick dafür verloren, daß das Zentrum des Christentums, die Quelle, aus welcher es strömt, die *Erlösung* ist, und daß es deshalb wohl Zeiten und Epochen geben kann, in welchen das Martyrium für den Christen unvermeidlich ist, daß dies aber nicht der Wille Gottes oder Christi ist, sondern wegen der „Herzenshärtigkeit der Menschen“ geschieht. Statt der Hoffnung des ersten Jahrhunderts, der sieghaften Zuversicht, daß Gott durch seine erlösten und wiedergeborenen Kinder die Erde erlösen und erobern und dadurch in sein Reich verwandeln wolle, hat Kierkegaard die Märtyrerstimmung des zweiten Jahrhunderts als das ursprüngliche Christentum verstanden. Durch diesen Irrtum wurde er in den letzten Jahren seines Lebens in eine Enge getrieben, aus der er nicht wieder hinaus konnte, und der Tod wurde ihm deshalb immer mehr der Befreier von einem Leiden, das so groß

geworden war, daß er es nicht mehr zu tragen vermochte. Aus dieser Auffassung vom Martyrium als dem Höchsten, dem Christlichen im eigentlichen Sinne heraus, wiederholt er in den letzten Jahren immer wieder sein Bekenntnis: „Ich bin kein Christ, ich bin nur ein Dichter! Ich weiß, was Christentum ist, und kann es dichterisch Anderen darstellen, aber als Christ *leben*, das Christliche existentiell verwirklichen, das kann ich nicht. Ich kann nicht Märtyrer werden, kann nicht das Kreuz bis zum Aeußersten tragen. Das wage ich nicht, und deshalb darf ich mich keinen Christen nennen.“

Der letzte Tropfen im Leidensbecher wurde ihm aber auch eingeschenkt, und damit kam auch der Augenblick, da Kierkegaard existentiell ausdrücken mußte, was Christentum ihm war, der Augenblick, da er all seiner Angst, allem „Furcht und Zittern“ zum Trotz doch „in Charakter“ als Christ auftreten mußte. Eine erste Vorahnung bekam er schon im Jahre 1848, das ihm wegen des Krieges Geldverluste brachte, und ihn den Augenblick entgegensehen ließ, da das vom Vater geerbte Vermögen nicht mehr für seinen Lebensunterhalt genügen würde. Gleichzeitig begann die Rückenmarkskrankheit, an der er schon seit langem litt, sich immer spürbarer zu machen. Mit dem Gedanken, daß er jung sterben sollte, war aber Kierkegaard vertraut. Das hatte er schon, als er fünfundzwanzigjährig Kenntnis von der Schuld des Vaters bekam, als Strafe Gottes über die ganze Familie betrachtet: sie sollte aussterben und ganz vernichtet werden; die Kinder sollten alle jung und ohne Nachkommen sterben. Das Letzte erfüllte sich: die Geschwister Kierkegaards starben alle, nur mit Ausnahme seines älteren Bruders, P. Chr. Kierkegaard, in jungen Jahren, und auch dieser starb ohne Nachkommen.

Auf den Tod hoffte deshalb Kierkegaard wie auf einen Befreier, der die Bürde von seinen Schultern heben sollte, die er nicht länger zu tragen vermochte. Nichtsdestoweniger mußte er noch nach dem Jahre, das er aus verschiedenen inneren Gründen für sein Todesjahr gehalten hatte, neun Jahre leben. In diesen Jahren wurde ihm das Leben vor allem durch die rasch zunehmenden ökonomischen Sorgen erschwert, denn sein Vermögen schmolz eilig zusammen, und die verschiedenen Versuche, die er machte, um sich eine Anstellung zu verschaffen, die ihm das tägliche Brot hätte sichern können, mißlangen ihm. Pfarrer meinte er wegen der unglücklichen Schwermut nicht werden zu können — auch führte ihn ja seine ganze innere Entwicklung immer weiter vom „offiziellen Christentum“ weg. Für eine Anstellung am „Pastoralseminar“, die er eine Weile als Möglichkeit betrachtet hatte, wollte ihn Bischof Münster nicht empfehlen, weil er — mehr wohl als irgend ein anderer von Kierkegaards Zeitgenossen — verstand, was in ihm gärte, und auch verstand, daß diese Auffassung des Christentums der seinigen so entgegengesetzt wie nur möglich war, ja, daß sie, wenn sie durchdringen sollte, den Boden unter seinen eigenen Füßen erschüttern würde.

So lebte Kierkegaard noch einige Jahre in Angst vor der Zukunft und in Armut, immer einsamer, immer mehr mit dem Gefühl, daß zwischen ihm und den Menschen „Wahnsinn gesetzt sei“. Keiner der Versuche, die er machte, um seine Zeit wachzurufen und ihr zu zeigen, daß zwischen ihrem angenehmen, gemütlichen, gesellschaftlichen Christentum, „dieser milden Lehre mit den vielen Trostgründen“, und der Botschaft Jesu und der Apostel ein gähnender Abgrund bestehe, weckte auch nur die geringste Resonanz. „Zur Selbstprüfung“, „Einübung im Christentum“, die „erbaulichen“ und „christlichen“ Reden — alles war für die Zeit wie verschwendet; seine Stimme war nur ein Ruf in der Wüste. Und unter dem doppelten Druck der Angst vor der Zukunft und des Wütens der schleichenden Krankheit in seinem Körper, verstärkt durch die immer lauernde Schwermut und die absolute Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen gegen die Botschaft, die er zu bringen hatte, erreichte dann das Leiden in Kierkegaards Seele eine solche Höhe, daß es beinahe die Seele zerstörte und durch den Angriff, den er in seinen letzten Monaten gegen die Kirche und das offizielle Christentum richtete, sich gewaltsam Luft machte. Immer stärker empfand Kierkegaard es so, daß Gott gerade *dies* von ihm forderte, gerade *dies*, wovor ihm am meisten graute. Er hatte ja doch immer geglaubt, daß ihm *dies* Letzte erspart werden sollte, daß Gott nicht von ihm fordern würde, daß er „in Charakter“ als Christ auftreten und seiner Zeit gewaltsam die Binde von den Augen reißen sollte. Wie er sich unter der Möglichkeit, das doch tun zu müssen, gewunden hat, zeigen uns die Tagebücher, die immer wieder dieselbe Frage behandeln: ob vielleicht doch Gott eben *dies* von ihm wolle, und ob das der Grund sein könne, warum Gott die Bürde nicht von seinen Schultern nehme, ihm die Hilfe und Erquickung, nach der er sich so unfagbar sehnt, nicht schenke. In „Richtet selbst“ hat er seiner Zeit ihr Bild gezeigt, so wie es war, wenn die verdeckende Maske der Heuchelei und des Selbstbetrugs weggenommen wurde. Zur Herausgabe dieses Buches kam er aber nicht. Immer deutlicher fühlte er, daß er das, was nun gefragt werden mußte, nicht durch Bücher sagen solle, sondern so, daß er mit seiner ganzen Persönlichkeit für das Gefragte eintrete. Der immer stärker werdende Druck, der auf seiner Seele lastete, griff zuletzt auch sein innerstes Leben mit Gott an. Die Anfechtung, gegen welche ihn sonst sein starker Glaube an Gottes Liebe geschützt hatte, nahte sich immer häufiger, und indem er nach seiner Gewohnheit die ganze Schuld bei sich selbst suchte — sein ganzes Leben war ja von der Ueberzeugung getragen, daß wir Gott gegenüber immer Unrecht haben, und daß dies *erfreulich* ist —, empfand er es immer mehr so, daß Gott eben dies Äußerste von ihm forderte, daß dies die Aufgabe sei, zu der er ganz besonders berufen und für welche sein ganzes Leben nur eine Vorbereitung gewesen sei: daß er die Kirche und ihre Christentums-Fäl-

schung angreifen *solle*, und wenn er in diesem Punkte gehorcht hätte, würde Gott eingreifen und ihn sterben lassen und so für immer seinem Leiden ein Ende machen. Infolge dieser Gedanken und auch infolge seiner ökonomischen Schwierigkeiten (er mußte seine Bücher auf eigene Kosten herausgeben!), hörte seine schriftstellerische Wirksamkeit mit dem Jahre 1852 ganz auf, während dafür die Tagebücher an Umfang zunahmen. Kierkegaard wartete nun auf ein Zeichen von Gott, das ihm deutlich zeigen würde, *was* er tun und *wie* und *wann* er es tun folle.

Dies Zeichen bekam er im Jahre 1854, als Professor Martensen in seiner Rede bei der Beerdigung des Bischofs Münster den verstorbenen Bischof in „die Kette der Wahrheitszeugen, die sich von der Zeit der Apostel bis zu unseren Tagen erstreckt“, hineinstellte. Das war ein so ungeheures Mißverständnis, ja, eine Entstaltung der Wahrheit, daß Kierkegaard nicht länger schweigen konnte. In einem Artikel im „Vaterland“ protestierte er gegen diese Plazierung des Bischofs, und in seinem Tagebuch schrieb er charakteristisch genug: „Martenen hat doch eigentlich Münster lächerlich gemacht!“

Sein Artikel wurde als persönlicher Angriff auf den Verstorbenen aufgefaßt, und als man vor den giftigsten Auslegungen sowohl des Artikels als auch der Motive Kierkegaards nicht zurückschreckte, waren für ihn damit die Würfel gefallen. In einer Reihe von Artikeln, teils im „Vaterland“, teils in der von ihm selbst herausgegebenen Flugschrift „Der Augenblick“, schüttete er nun über die Köpfe seiner Zeitgenossen seine ganze Verachtung über ihre Jämmerlichkeit, ihre Heuchelei und Christentumsfälschung und die Brotjagd der Pfarrer aus. Immer schwerer fielen die Schläge. Kierkegaard wurde wie vorwärts gepeitscht durch den totalen Mangel an Verständnis für die Wahrheit dessen, was er sagte, und das Bewußtsein, im Dienste einer höheren Macht zu stehen, sowohl als die Ahnung, die schon fast zum Wissen geworden war, daß seine Zeit kurz gemessen sei, gab seinen Schlägen eine Kraft, die er rein menschlich nicht hatte — er, der in den letzten Jahren vor jedem öffentlichen Auftreten zurückgeschreckt war und einen Jakobskampf mit Gott gekämpft hatte, um dem, was ihm zu schwer schien, entgehen zu dürfen.

Mitten im Kampf geschah dann das der Zeit Unerwartete, von Kierkegaard selbst aber fehnflüchtig Ersehnte und Erhoffte: der Tod meldete seine Ankunft. Er fiel eines Tages auf der Straße um, hilflos und gelähmt und wurde in das Krankenhaus gebracht. Seine Worte an die, welche ihn dort empfingen: „Ich bin hierher gekommen, um zu sterben!\”, zeigen, daß er selbst meinte, das Geschehene sei die Erfüllung seiner Erwartung, daß Gott ihn sterben lassen würde, wenn er sein Werk getan hätte. Es erwartete ihn jedoch noch ein Leidensmonat, ehe der Tod ihn befreite. Die, welche ihn im Krankenhaus besuchten, sprachen von dem verklärten Licht in seinem Antlitz, das ihm den An-

schein gab, schon der anderen Welt zu gehören. Es war unmöglich, nicht zu sehen, daß der Mann, der da lag und sterben sollte, eine Aufgabe von Gott gehabt hatte und daß er getan hatte, was ihm aufgetragen war.

Und so starb Kierkegaard — den Tod des unblutigen Martyriums. Von seinem Vermögen war gerade noch so viel da, daß die Rechnung des Krankenhauses und seine Beerdigung bezahlt werden konnten. Gott hatte ihn doch vor dem Schicksal bewahrt, vor dem es ihm so fehr gegraut hatte: ein Gegenstand des „Mitleids“ und der „Barmherzigkeit“ der Menschen zu werden.

Auf seinem Grabstein stehen, wie er es wünschte, die Zeilen von Brorson:

Noch eine kleine Zeit
Dann ist's gewonnen;
Dann ist der ganze Streit
In Nichts zerronnen.
Dann darf ich laben mich
An Lebensbächen
Und ewig, ewiglich
Mit Jesu sprechen.

Julie Inger Hansen.

Worte von Sören Kierkegaard.¹⁾

Ausgewählt von Johannes Tschärner.

I.

Der Gedanke des Christentums war: daß es alles verändern wolle. Das Resultat, das Christentum der „Christenheit“, ist dies: daß alles, unbedingt alles, geblieben ist, wie es war, nur daß alles den Namen „christlich“ angenommen hat, und so leben wir im Heidentum, oder vielmehr: wir leben in einem Heidentum, das mit Hilfe der Ewigkeit, mit Hilfe dessen raffiniert ist, daß ja das ganze christlich ist.

Versuch es, nimm, was du willst, und du wirst sehen: es trifft zu, was ich sage.

Das Christentum wollte Keuschheit — also die Hurenhäuser weg. Die wirklich eingetretene Veränderung ist aber diese, daß die Hurenhäuser blieben, ganz wie im Heidentum, daß die Liederlichkeit sich noch ebenso breit macht; nur haben wir jetzt „christliche“ Hurenhäuser. Ein Kuppler ist nun ein „christlicher“ Kuppler, er ist genau

¹⁾ Er hat sie vor 74 Jahren geschrieben. Aber sie sind heute noch sehr aktuell. Sie entstammen alle seiner letzten Schrift: „Der Augenblick“, welche nach dem Urteil von gewissen Gelehrten die „gedankenärmste“ unter seinen Schriften sei. Vergleiche den ergreifenden Aufsatz „Schwermut und Anfechtung“, im Märzheft der „Neuen Wege“. J. Tsch.

Brennpunkten: Kapitalismus und Krieg wird vom Evangelium her auf eine Art behandelt, an der man nur Freude haben kann, und die nicht alltäglich ist. Vom gleichen Verfasser stammt ja auch der Leitfaden für den Konfirmandenunterricht, der den Titel trägt: „Gott, Seele, Bruder“, und der vor Jahren in einer bekannten Pfarreraffäre eine Rolle gespielt hat.

Der „Bruder“ kommt auch in dem Konfirmandenunterricht für Erwachsene, den das Buch gewissermaßen darstellt, nicht zu kurz, wie das bisher so ziemlich allgemein üblich gewesen ist, vielmehr könnte man gerade darin, was den Inhalt betrifft, das am meisten Charakteristische des Buches sehen, daß „der Bruder“ darin einen so breiten Raum einnimmt, allerdings nur den, der ihm im Evangelium von Anfang angewiesen worden ist. Man darf aber nun nicht annehmen, es handle sich da wieder um eine soziale oder gar sozialistische Verflachung des Evangeliums. „Gott“ und „die Seele“ kommen ob dem „Bruder“ nicht zu kurz. Und wenn auch alles anschaulich und praktisch ist, so fehlt doch nicht jenes Maß von Systematik, das zwar nicht zum Schema wird, aber diese ganze Darstellung *organisch* macht. Man wird dabei, besonders wenn man Berufstheologe ist, natürlich nicht gerade mit allen Einzelheiten einverstanden sein, aber wer wollte das verlangen?

Wenn man jungen Menschen — oder auch älteren, die nicht gerade zu den „Intellektuellen“ gehören — ein Buch in die Hand geben will, das ihnen die Wahrheit vom Reiche Gottes warm, lebendig und aktuell nahe bringen soll, so mag man ruhig zu diesem greifen; es wird seinen Dienst gewiß tun.

L. R.

W. Wehrli-Enz: Zerbrechen, Heilen, Bewahren. Ein Kapitel zum Problem der Jugendfürforge. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel. — Geschichte des Schweizerischen Armenerziehungsvereins. Ein Beitrag zur Geschichte des Schweizerischen Armenwesens. Buchdruckerei Leemann & Co., Zürich.

Der Name Wehrli führt über Fellenberg, dessen rechte Hand und selbständige vorwärtschaffender Jünger schon diesen, durch ihn ehrwürdig gewordenen, Namen trug, auf Pestalozzi zurück. Und *sein* Geist ist es auch, der diese beiden Schriften belebt, wie er, fast möchte ich sagen: in noch höherem Maße das ganze *Tun* und *Wesen* unseres väterlichen Freundes und seiner verewigten Gattin erfüllte und erfüllt. Der Geist und Inhalt der erstgenannten Schrift spricht sehr deutlich aus dem Titel. Der zweite aber bringt für mein Gefühl den fortwirkenden Geist Pestalozzis fast noch ergreifender zum Ausdruck. Mit tiefer Spannung und mit ebenso tiefer Erquickung der Seele wird sie lesen, wer je mit Armenwesen, Anstaltswesen, Volkserziehung im weiteren Sinne intensiv zu tun gehabt hat. Es ist ein kostbares Vermächtnis aus einer der alleredelsten Traditionen unseres Volkes. Gold aus dem Segenshort, den Pestalozzi bedeutet. Und noch von höher her!

L. R.

Druckfehler: S. 449, Z. 14 v. unten (in dem Aufsatz über *Kierkegaard* muß es heißen: *skrupulöse* (nicht „skrupellose“); S. 490, Z. 27 v. oben *irren* (statt des unsinnigen „prokavieren“), und S. 490, Z. 8 v. unten *Arseniew* (nicht „Arsewiew“)).

Redaktionelle Bemerkungen.

Der Redaktor hat immer wieder um Geduld zu bitten, wenn Beiträge allzu lange warten müssen. Es schiebt sich stets Aktuellstes und Dringendstes dazwischen, und die ohnehin große Raumüberschreitung darf nicht ins Ungemessene gehen. Man zweifle nicht am guten Willen des Redaktors; er stellt bei jeder Nummer nur mit Schmerzen Einiges zurück, das er am liebsten brächte. So auch diesmal.

Die *Kierkegaard-Worte* freilich können warten; sie veralten — leider! — nicht. Die *Traurede* ist einem pfarrerlichen Paar gehalten worden.

Paßt das *Nietzsche* Wort nicht auf unsere Lage, als ob es heute geschrieben wäre?